

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

31 (6.2.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 11

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 11. Karlsruhe, Donnerstag den 6. Februar 1903. 28. Jahrgang.

Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien. Von Karl Wätcher, Wiesbaden. (Nachdr. verb.)

Ein Ausflug in Marokko.

Ich reite im Nachtrab einer Karawane von Tanger nach Tetuan...

Boran trotten weitausgreifenden, flets gleichen, tragen Schritte neun Kameele, schwer beladen mit Waren. Arabische Kaufleute in blauen Wurnüssen wiegen sich in den hohen Säeten. Dann folgen einige nackteinige, mit langen Flinten bewaffnete Soldaten...

Nicht eine Chaussee — die hartgetretene, schmale Karawansenstraße geht dahin. Manchmal, durch Schilf und Röhricht flimmert, das Leuchten eines Baches; manchmal dide Hecken sind durcheinander wuchernder Blumen, aus denen sich große Büschel rotglühender Geranien und weißer Rosen hervor-drängen; manchmal verstaubte Palmen, zerklüftete Aloës...

Kein Dorf, kein Haus — nichts, was an menschliches Leben erinnert.

In der Ferne die duftblauen, weißlichen und amethystfarbenen Silhouetten sonnenverfengter Berge. Eine lichtvolle, feierliche, ob ihrer Stille ergreifende Landschaft!

O, du großes Berlin mit deinem unermüden Geplär, wenn du eine Zugsuhr von diesem erhabenen, ungeheuren Schweigen begreifen könntest! Wieviel geängstigte Wesen würde dies erschrecken!

Wir dacht zur Seite reitet mein Dolmetscher Ven Auda, ein Maure aus Fes.

Wir plaudern über den Einfluß der Europäer auf die Araber.

„Oh yes, diese Europäer,“ ruft er mit schmerzlicher Betonung in seinem holprigen Englisch von Pferd herüber. Und nun entwidelte er in anheimelnder Treuerzigkeit und ohne Malice Ansichten, die uns Europäern gar arg zusehen. Aber — die Sache bei Nicht betrachtet — er hat so Unrecht nicht.

„Sehen Sie,“ fährt er eifrig fort, „nur die Araber, welche wohnen nach Europa zu, die tun sein verdorben. Die Araber da unten weit in die Land, die nicht sein schlecht, oh no, Sir. Tief in die Land, in die schöne arabische Einsamkeit, da sein noch breite Gastfreundschaft. Da sein auch Treue und Glauben; da tut noch gelten die Handschlag — oh yes, Sir! Aber bei die Araber mehr nach die europäische Erde teil — nig von das. Die waren früher was man nennt sehr dumm. Da sein sie worden betrogen von die Europäer — well, nun sie jetzt betrügen auch... Und die junge Volk! Im Anfang ganz brave Leute, good fellows. Aber wenn sie lange sind umgegangen mit die Europäer, sie werden Räuber, Spitzhaken und Schuster — oh yes, Sir!“

O, wenn ich Dir den Ton vorstellen könnte, in dem er diese Sitane herleiert!

Doch wozu darauf erwidern, etwa auf die Fortschritte hinweisen, welche die Araber den Europäern zu verdanken haben — meinem Ven Auda ist seine Leberzeugung zu tief ins Herz gebrannt. Auch leuchtet jetzt von ferner Höh ein weißer Punkt herüber, der nach und nach klarer aus dem Gedämmern der Berge tritt und sich schließlich — als Tetuan entpuppt.

Nach zehn im Sattel verbrachten Stunden reiten wir durch ein enges Tor ins hochummauerte Städtchen.

Am folgenden Morgen ein „Abdios!“ meiner Karawane, die hier rastet und dann weiter ins Innere Marokkos tragt. Dann schlendere ich im afrikanischen Sonnenbrand durch die kleinen Oazare, wo Kofchus und Rosenessenzen die Nase umschmeicheln, durch lange Reihen runderhöger Galerien, durch hügelaufliegende Gäßchen mit trübseligen Gesichtern, als ob sie in tiefer Trauer stecken.

Von der hohen Kasbah luge ich hinüber nach dem kaum zwei Stunden entfernten Meer und den saftgrünen Höhen, welche fast ringum das Städtchen umgeben, und vertiefe mich schließlich in das Leben der Araber.

Zu Schatten weicher Terrassen hoden sie stundenlang in unerhöhrlicher Feierlichkeit.

Keine Konversation, keine laute Stimme, keine qualmende Zigarette. ... Und doch eine herrliche, echt arabische Beschäftigung: unbeweglich, traumerloren, würdevoll starren sie mit einer scheinbar den Standbildern abgelauschten Gleichgültigkeit ins Weite. ...

Da drüben ein Durcheinander schwirrender Müdenschwarm oder das Gefräusel einer Staubwolke oder ein Flug dahinjiehender Vögel oder die Ufer des seichtem Martir-Flusses. ... Die Araber starren, starren, starren. ...

Das schwarze Auge wird größer, bohrt sich in den Horizont glänzt und funkelt. ... Die Araber starren, starren, starren. ...

Weit draußen der Rauchschweif eines in der Ferne verschwindenden Schiffs oder breite Wolfenshatten, majestätisch über die Landschaft wandelnd. ... Die Araber starren, starren und starren und denken, nach der Lehre ihrer Religion, daß alles in dieser Welt ein Nichts ist und daß es ihnen schon gut gehen wird „in scha allah“ — wenn Allah will! ...

Hinter diesem „Wenn Allah will!“ verbannt der Araber sein ganzes Dasein. Was ihm auch in allen Zeiten und Lebenslagen widerfahren mag — stets wimmert er: „Wenn Allah will!“ ...

Seine Geschäfte gehen schlecht; eine tüchtige Pleite ist in Sicht — „wenn Allah will!“ ... Die brave Gilde der Gerichtsvollzieher beschäftigt sich mit ihm, bringt in sein weiches, falkengesichtes Haus; eine gründliche Pfändung steigt — „wenn Allah will!“ ...

Zwei Freunde verabschieden sich von einander: sie wollen sich nach zehn Minuten drüben auf den Strohmatten des kleinen arabischen Cafés wieder treffen — „wenn Allah will!“ ... Während ich längs der hohen Mauern des Sialin-Gäßchens hinschreite, tobt plötzlich Höllelärm in mein Ohr. Flugs wende ich mich um die Ecke; da hab ich die Bescherung.

In einer kleinen, fensterlosen Barade eine marokkanische Schule. ... Wir durcheinander hoßt auf dem Boden die neue Tetuaner Generation — ein Schwarm schmutziger Bengel zwischen acht und zehn Jahren. Alle in ihren grauen Wurnüssen schreien, plärren, wimmern, krähen, ständalieren, radauen unaussöhrlich durcheinander. Suche Deutschland oben von Königsberg bis herunter nach Vindau ab — du findest keine Schulklasse, die solchen Lärm zustande bringt! Und dabei leiert diese Tetuaner Zukunft unermülich Sprüche aus dem Koran her, dem religiösen und bürgerlichen Gesetzbuch zugleich.

In einer Ecke des halbdunklen, nur durch die offene Tür erhellen Raumes sitzt mit untergeschlagenen Beinen gleich einer Paqode der alte, weißbärtige, beturbante Lehrer, finstern Blicks über seine liebe Klasse hinstarrend.

Manchmal wirft er salbungsvoll ein paar herausgequachte Kehllaute zwischen den Lärm. Das wirkt auf die Rangen ebensovienig, wie das Summen einer über die glattrasierten Köpfe dahinschwirrenden, dicken Fliege. Oder er fuchelt mit einem langen Rohrstab in die muffige Luft hinein, als verabsolte er im Geist der wissenschaftlichen Jugend ein paar Klapse. ... Dann häufert er wieder vor sich hin, scheinbar im Gebirn in allen Tonarten und Variationen die These herumwälzend:

„Ach, das traurigste Geschäft auf der Welt ist die Schulmeisterei in Marokko!“ — Und weiter schreite ich.

Pföhllich ein neu aufwallendes Getobe. ... Alle Wetter, ein Hochzeitszug!

Die braunen maurischen Mädchen, wenn sie über ein Ding verfügen, so man „Gerg“ nennt, sind bei ihrer Verheiratung schlümm daran.

Vorher nichts von dem heraussehenden Zaubrer des Verliebten und seinem süßen Gefolge. Die Schöne sieht ihren Gatten, den ihr Eltern oder Verwandte bestimmen, zum erstenmal bei der Hochzeitszeremonie.

Allerlei.

605 Kilometer ohne Maschinenwechsel! Die Ostbahnschnellzüge erfuhren häufig Verspätungen, trotzdem die beteiligten Eisenbahndirektionen die größten Anstrengungen zur fahrplanmäßigen Durchführung machten. Um daher festzustellen, ob die dreifünftelgelenkte Heißdampflokomotive den Anforderungen genüge und ob sie die Ostbahnschnellzüge auf der 344 Kilometer langen Strecke Schneidemühl-Königsberg ohne Lokomotivwechsel zu befördern imstande sein werde, fanden im regelmäßigen Auggendienst Versuchsfahrten statt, die ein glänzendes Resultat ergaben. Dabei beförderte die Heißdampflokomotive 2406 den D-Zug 2 auf der nahezu 605 Kilometer langen Strecke Berlin-Königsberg nicht nur fahrplanmäßig, sondern sogar mit einem Zeitgewinn von 13 1/2 Minuten. Die Zuglärten schwankten zwischen 32 bis 44 Köfen. Das Zuggewicht betrug 812 bis 412 Tonnen. Die Versuchsstrecke weist zahlreiche Steigungen und Krümmungen auf; zudem waren die Witterungsverhältnisse sehr ungünstig (Seiten- und Gegenwind) und das Sprengwasser infolge des Sturmes, der das Meerwasser in die Königsberger Brunnen gedrückt hatte, sehr salzhaltig und daher ungeeignet für Dampfessel. Aber trotz aller Widerwärtigkeiten wurden die verstärkten Schnellzüge bei allen Fahrten unter erheblicher Kürzung der Fahrzeit befördert. Und da bei den Versuchsfahrten weder Maschine noch Kessel bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ausgenutzt wurden, so hätte die Lokomotive, wie die „Verkehrstechnische Woche“ bemerkt, die Züge voraussichtlich in noch kürzerer Zeit befördern können, als nach den bestehenden Vorschriften zulässig ist. Ihre Vorzüge zeigte die Lokomotive sowohl beim Anfahren, wie in den Steigungen, in denen sie die 44 Köfen-Züge meist mit einer Geschwindigkeit von 70-90 Kilometer in der Stunde beförderte; auf den wagerechten und den Gefällreden brachte sie es mehrfach auf 100-110 Kilometer. Interessant sind die Tabellen über den Materialverbrauch. Danach wurden auf der 605 Kilometer langen Fahrt Königsberg-Berlin-Gruncwald 200 Zentner Kohlen und über 76 Kubikmeter Wasser verbraucht.

Die Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte ist seit einigen Jahren in einem ganz rapiden Aufschwung begriffen. In einer Arbeit in der „Deutschen Revue“ veröffentlicht Dr. Henning über dieses Kapitel einige sehr interessante Daten. Das erste Land Europas, welches eine gründliche Ausnützung seiner vorhandenen Wasserkräfte in größerem Maßstabe zu verzeichnen haben wird, ist die Schweiz. Dort sind schon insgesamt 296 technische Anlagen im Betrieb, deren elektrische Energie durch Wasserkräfte erzeugt wird. Von den verfügbaren Wasserkräften der ganzen Schweiz, welche auf etwa 1 Million Pferdekkräfte geschätzt werden, sind 175 000 bereits heute technisch verwertet. Die übrigen etwa vier Fünftel der schweizerischen Wasserkräfte werden von der Bundesregierung zu staatlichen Zwecken reserviert, insbesondere für den elektrischen Betrieb der schweizerischen Bahnen, der auf der Simplon-Bahn schon durchgeführt ist und auch auf der Gotthardbahn bald eingeführt werden soll. Im Gegensatz zu dieser vorausschauenden Wasserpolitik der Schweiz läßt zum Beispiel die Regierung des gleichfalls über reiche Wasserkräfte verfügende Baden die Wasserkräfte des Rheins durch Privatbesitzer ausbeuten. Wie groß der Verlust bei Verwendung von Kohlen zur Elektrizitätserzeugung im Vergleich zu der aus Wasserkraft gewonnenen Elektrizität ist, geht daraus hervor, daß in der Schweiz eine Pferdekraft Elektrizität mit Kohle auf 100 Mark, mit Wasser dagegen auf 68 Mark kommt. Da die Schweiz auch über keine eigenen Kohlenlager verfügt, so ist der schweizerische Gesehtenverehr zum Schutz der vorhandenen Wasserkräfte, der die Abgabe von heimischer Wasserkraft nach dem Auslande verbietet, ein weitblickender Akt der schweizerischen Regierung.

Bei der starken Kälte im ersten Teil des Monats Januar sind auf allen Eisenbahnstrecken Deutschlands zahlreiche Schienenbrüche konstatiert worden. Dieselben erklären sich dadurch, daß bei einer Temperatur unter 20 Grad Reaumur unter Null die Widerstandsfähigkeit des Schmiedeeisens um fünf Sechstel sinkt. Bei sehr niedrigen Temperaturen bröckelt Schmiedeeisen bei starken Stößen wie Glas, und zerbröckelt in einzelne kleine Bestandteile.

Buchdruckerei des „Volksfreund“, Ged & Cie.

Die deutsche Normalität, die seit der mehrgelapften, aber in Wirklichkeit ruhig weiterlebenden Reg Zeinge alle Kultur-erhebungen bedroht — trotz des ruhmreichen, aber selig entschlafenen Goethe-Bundes — sollte wieder ein dampfendes Opfer bekommen. Die unsittlichen Schriften waren natürlich erotischer Art und geeignet, Leuten, für die sie bestimmt sind, Wohlgefallen und Leuten, die für sie bestimmt sind, Aergernis zu bereiten. „Das Lustwäldchen“, eine Anthologie aus dem 17. Jahrhundert und „Der Amethyst“, eine kulturgeschichtliche erotische Zeitschrift, sowie ihr Herausgeber, Dr. Franz Wei, ein guter Kenner solcher Literatur, und der Verleger des ersten Buches, Hans v. Weber, sollten also gehörig an den Pranger gestellt, bestraft und vernichtet werden. Die Geschworenen ließen sich mit breitem Wehogen die ledere Kost servieren und hörten schmunzelnd die waderen Sachverständigen an, die mit den unvermeidlichen professoralen Vorbehalten nachwiesen, daß besagte Werke künstlerischer Art und nicht unzüchtig seien. Der Staatsanwalt appellierte vergeblich an „den Seelenzustand der Durchschnittsmenschen“, zu denen außer ihm niemand gehören wollte. Denn die Geschworenen ließen ihn sitzen und sprachen Bücher, Herausgeber und Verleger frei. Für die Herausgabe eines dritten Buches, eines aus dem Englischen überfetzten pornographischen Romans „Ramy Hill“ konnte Franz Wei nicht verantwortlich gemacht werden. Die Geschworenen haben mit ihrem Urteil bewiesen, daß sie die Heuchelei, die immer ein Zeichen einer sinkenden und von einem solchen schlechten Gewissen beratenden Gesellschaftsordnung ist, nicht mitzumachen gedenken.

Erfindungen und Entdeckungen.

Das neue System für drahtlose Telegraphie. Der Deutsche A. D. und jetzige Ingenieur Egbert v. Lepel hat über sein Verfahren für drahtlose Telegraphie einem Mitarbeiter des „Berl. Lokalanz.“ folgende Mitteilungen gemacht: Durch Nützbarmachung der ungedämpften Schwingungen hat der dänische Ingenieur Waldemar Poulsen viel von sich reden gemacht, da diese Schwingungen es ihm ermöglichten, von Berlin nach Kopenhagen drahtlos zu telegraphieren. Die ungedämpften Schwingungen unterscheiden sich von den bei der Funkentelegraphie verwendeten durch die Möglichkeit scharfer Abstimmung, d. h. des gleichen Zusammenarbeitens mehrerer Stationen, vor allem aber durch ihre Verwendbarkeit für drahtlose Telephonie, was bei der Funkentelegraphie unmöglich ist. Poulsen war der erste, dem es überhaupt gelungen ist, ungedämpfte Schwingungen mit Hilfe eines in eine Wasserstoffatmosphäre eingeschlossenen und durch einen starken Magnet beeinflussten Lichtbogens herzustellen. Ihm folgte bald die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, die eine ganze Anzahl in Reihe geschalteter Lichtbogen verwendete und damit bis auf 75 Kilometer telegraphierte. Von diesen beiden Systemen unterscheidet sich das neue des Herrn v. Lepel physikalisch dadurch, daß nicht ein Lichtbogen, sondern eine ganz neue Art elektrischer Entladung zwischen Metallstrecken das wesentliche Merkmal der Erzeugung bildet. Dieser ist außerordentlich einfach, leicht zu bedienen, von geringer Größe und geringem Gewicht. Er braucht bei gleicher Leistung nur ungefähr den zehnten Teil des Poulsen-Apparates, zudem ist er sparsamer im Stromverbrauch. Er erscheint daher geradezu prädestiniert für den Feldgebrauch, d. h. automobile und tragbare Stationen, vor allem aber für lenkbare Luftschiffe. Herr v. Lepel verwendet übrigens bei seinem System keinerlei Stoffe, durch die eine Explosion herbeigeführt werden kann. Die Versuche, über die berichtet wurde, sind zwischen den von Herrn v. Lepel neuerdings übernommenen und umgebauten Stationen Neuausgang und Reinholdsdorf durchgeführt worden und es kann aus den bisherigen Resultaten mit Sicherheit darauf geschlossen werden, daß auch auf eine mehrfach größere Entfernung telegraphiert werden kann. Dahingehende Versuche sind denn auch für die allernächste Zeit in Aussicht genommen. Auch die Versuche mit drahtloser Telephonie nach demselben Verfahren, die bisher nur in kleinem Stil unternommen wurden, werden voraussichtlich demnächst schon zu bemerkenswerten Ergebnissen führen.

In letzter Zeit hat Herr v. Lepel im eigenen Laboratorium Versuche mit einem von ihm erfundenen Empfangsapparat für drahtlose Telegraphie und daran anschließend die Arbeiten mit einem neuen drahtlosen Verfahren zur Erzeugung von ungedämpften Schwingungen ausgeführt, die seinen Namen sehr schnell in alle Welt tragen werden.

Sehen sich Beide ihrem Gernn Gemahl zugeführt. Blüten quetschen, Krämmeln kasseln, Schellen klirren, Schilfrohrscheiden schüllen — puh, ein Schauerlorgel!

Und die Braut?

Sieht du dort auf dem Rücken eines Maultiers den Kleinen, buntbemalten, festverschlossenen Käfig? Da drin steckt sie. . . Der Zug tobt weiter.

Hochaufgeschossene, schwarze Kerle mit langen, dünnen, blasrohrartigen Stenkslosflinten hopfen voran. Jetzt bilden sie einen weiten Kreis, gellen ein Freudengeheul heraus, schwingen ihre Gewehre und feuern sie dann unter wilden Springen gleichzeitig gegen den Erdboden. . .

Lange, lange blide ich ihm nach, dem dahinjubilenden Hochzeitsreigen, bis er endlich meinen Augen entschwindet. . .

Wird unsere Kerle ihrem Gemahl gefallen? Wenn nicht, kann er ihr sofort den Laufpaß geben, und die ganze Hochzeit war nur eine Komödie. —

Was ich in diesem Tetuan auch tue — den Mauren scheint es verächtlich zu sein.

Ich gud mit dem Opernglas nach der weißen, die Gebetsstunde angehenden Fahne, die seeben auf dem vieredigen Turm der großen Moschee emporflattert — argwöhnische, stehende Blide umlauern mich. . .

Pohpoh! zwei oder drei neue Gedanken fallen mir ein, die ich mir auf der Straße sofort notiere — schon weichen die beturbanten Gestalten zurück, als hätte ich anstatt meines Notizbuchs einen sechsbläubigen Revolver gezogen. . .

Ich hode auf den Strohmatte eines kleinen Cafés nieder — eiligt koterieren zehn benachbarte nackte Weine. . . Nummer hab ich die Empfindung, daß die maurische Masse mit Europäern so wenig wie möglich in Berührung kommen will, sie am liebsten an Bord eines Schiffes verwünscht, das von der marokkanischen Küste — abdampft.

In diesem afrikanischen Lust feint und sproßt auf einmal in mir eine linde Sehnsucht nach der Heimat. . .

Ich, ich möchte wieder in einer deutschen Kneipe sitzen, meinethalben nachts gegen dreiviertel zwölf, wenn die Fröhlichkeit am hellsten flammt — sitzen hinter frisch angezapftem Bier und mich lachend mit Freunden unterhalten und — wenns sein muß — übermütig auf den Tisch trachen.

Ich möchte wieder an einer Berliner Bilsaffsäule herumstudieren: „Vergnügungszug, in die sächsische Schweiz, Vom Anhalter Bahnhof bis Schandau hin und zurück 2. Klasse zwölf Mark!“. — „Ringkämpfer! Lehmann gegen Pfeffer. Prämie 800 Mark!“ — „Kleiner Mops entlaufen, Namens Schmutel. Gute Belohnung“. . .

Ich möchte wieder die vollen Schwingungen deutscher Gleden hören und mich an Bindengrün und Fliederduft bezaubern oder einen deutschen Stat spielen und dabei einen „Grand mit Bierern“ in der Hand halten, Schwarz angefangt. . .

O, heimverlangendes Sehnen nach dir — Mutter Germania!

Das freie Zeichnen.

Vriefe über Erziehung an eine Arbeiterfrau.

Liebe Genossin! Beim freien Zeichnen des Kindes liegt die Sache noch einfacher als beim Modellieren, für das ich Sie im vorigen Briefe zu interessieren suchte. Zum Zeichnen braucht Ihr Kind nichts weiter als einen Bleistift, ein Stück Papier — und Ihr Verständnis. Ihr Verständnis freilich ist dabei unerlässlich.

Kürzlich hatten Sie sich auf dem Tische einen Briefbogen, Feder und Tinte zurechtgelegt, und wollten einen Brief schreiben. Dann koste draußen auf dem Herd etwas über, Sie mußten hinaus und wurden eine Weile aufgehalten. Inzwischen war ihr Dreijähriger neugierig auf den Stuhl geklettert, hatte den Zweck von Tinte, Feder und Papier sehr rasch erfährt und hatte nun glückselig eine phantastische Tintenzzeichnung auf das weiße Papier gekritzelt. Sie freilich waren arg böse über das sinnlose „Geschmierz“ und den angerichteten Schaden. Sollten Sie vielleicht gar die Kleinen, „unmüßigen“ Hände geklopft haben, bis die erst freudbeglänzenden Augen nun von Tränen glänzten? Jedenfalls hatten Sie in diesem Moment kein Verständnis dafür, daß hier zum erstenmale in Ihrem Kinde sich der Trieb regte, nachahmend irgend etwas zu gestalten. Auch bei einer zweiten Gelegenheit haben Sie diesen Trieb des Kindes nicht

verstanden. Derselbe Hebeltäter hatte ein andermal Waters Zeitung bemittelt, um mit einem aufgesehnen Bleistiftstumpfen ein Gewürz von Kunstwerken darauf zu zeichnen. Sie waren wieder anderer Meinung. Sie betrachteten es als einen wiederholten Sündenfall und drohten mit Waters furchtbarem Born. Nun, der Vater war nicht ganz so böse, wie Sie es vorausgesagt hatten, aber verstanden hatte auch er nicht, was diese Mißtat seines Jüngsten zu bedeuten hatte.

Aber, nicht wahr, von nun an werden Sie daran denken, daß Ihr Kind nicht aus purem Uebermut oder gar aus Bosheit, Ihnen zum Verger und Trost, die Tapete, den Tisch, die Tür, den Briefbogen, die Zeitung vollkritzelt? Das Kind ahnt nach, was es seine älteren Geschwister und seine Eltern hat tun sehen, bei den Schularbeiten, beim Notieren, beim Briefschreiben. Und es freut sich königlich, wenn es aus seiner eigenen Hand, aus seiner Kraft Gebilde hervorgehen sieht. Es verbindet damit zunächst gar keinen Sinn, keinen Zweck, keine Absicht. Es freut sich nur darüber, daß sich die Hand bewegt, daß es auch kann, was die Genossen tun, daß es selber Ursache ist an dem, was auf dem Blatt vor ihm entsteht. Aber diese für uns sinnlosen Kritzereien sind der erste Anfang der zeichnerischen Gestaltung, die triebhafte Betätigung einer Begabung, die weit allgemeiner unter den Kindern verbreitet ist, als man gewöhnlich glaubt. Daß das zeichnerische Können trotzdem deutunglos so wenig verbreitet ist, liegt teils daran, daß die Schule noch immer falsche, zwangvolle Methoden für den Zeichenunterricht anwendet, teils daran, daß sehr vielen Kindern die Lust am Zeichnen überhaupt frühzeitig ausgetrieben, oder sie doch auch nicht gefördert wird.

Was bleibt Ihnen nun zu tun, wenn Sie fortan nicht mehr blindwütend auf die Kleinen, mißverstandenen „Marvenhände“ loschlagen wollen, sondern wenn Sie eine verständliche, freundliche Schlichterin der Zeichenlust Ihrer Kinder sein wollen? Eigentlich sehr wenig: Ein und wieder eine Anregung, aber viel Freiheit. Die wichtigste Anregung geben Sie damit, daß Sie das Kind mit Zeichenmaterial versorgen, denn dadurch verschaffen Sie diesem zeichnerischen Spiele Berechtigung und Anerkennung neben den anderen Spielen. Und zeigen Sie weiterhin immer freundliches Interesse für die Leistungen des Kindes. Machen Sie das Kind auf grobe Mängel aufmerksam, aber spotten Sie ja niemals über die manchmal gar wunderlichen Gebilde. Damit Sie diese Gebilde einigermaßen beurteilen lernen, möchte ich Ihnen noch kurz folgendes sagen: Wenn das Kind genug gekritzelt hat, fängt es an, die wesentlichen Erscheinungen seiner Umwelt zu zeichnen, am liebsten Mensch, Tier, Haus. Aber noch auf mehrere Jahre hinaus keinen einzelnen, individuellen Menschen, keinen bestimmten Hund, kein besonderes Haus. Sondern es zeichnet den Menschen, das Tier, das Haus, es zeichnet ein Schema, in dem nur die wesentlichen Züge festgehalten sind: Kopf, Rumpf, Arme, Beine. Der Mensch wird meist in Vorderansicht, das Tier in Seitenansicht gegeben; denn so sieht es das Kind am häufigsten. Aber das Kind zeichnet nicht nach dem Modell, nach dem Anschauungsbild, sondern es zeichnet nach der Erinnerung, aus dem Gedächtnis, aus der Gesamtvorstellung, die ihm von dem angeschauten Dinge geblieben ist. Es gibt wieder, was es noch weiß, nicht, was es eben sieht. Also: Drängen Sie dem Kinde keine Vorlage zum Nachzeichnen auf, wie es die Schule tut, sondern lassen Sie es ganz selbständig zeichnen. Erst das ist das freie Zeichnen, das allein den Kindern Freude macht. S. M.

Die Näherin.

Von C. D a m m.

Durch das offene Mansardenfenster blickt der Vollmond. Ein abgehärmtes Mädchenantlitz sieht zeitweise zu ihm auf, hält einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und näht dann wieder flott weiter. Jetzt sieht sie wieder zu ihm auf, holt tief Atem und hält sich mit der Hand den Rücken. Sie ist müde, sehr müde. Die milde Nachtlust spielt mit ihren schwarzen Locken und es ist, als wolle sie in diesem edelgeformten Kopfe mancherlei Erinnerungen erwecken. Tränen lösen sich aus ihren dunklen Augen, rollen über die bleichen Wangen und perlen auf das seidene Kleid. Stärker werden ihre Tränen und ihr Leid klingt in ein tiefes Schluchzen aus. Da dringt ein zartes Stimmchen an ihre Ohr: Mamma! Mamma! — Hastig eilt sie zum Bett-

den, nimmt den Kleinen Störentsch an sich und herzt und läßt ihn, bis er ruhig ist, dann legt sie ihn wieder zu Bett. Ihr Kind, das einzige Pfand verangener seliger Tage, schlummert so süß und sie setzt sich wieder an ihre Arbeit. Hastiger gleitet jetzt die Nadel durch die Finger, schneller reißt sich Seid und die Seide rauscht und knistert auf ihrem Schoße. Die feuchten Augen bliken wieder trocken, ihren stehenden Schmerz hat sie vergessen und ihre ganze Seelenpein ist von ihr gewichen. Sie näht und näht, näht all ihr Leid, ihre Not und die Geschiede einer betrogenen Liebe eines armen Mädchens hinein in — die rauschende Seide. Die stolze Gräfin dagegen träumt vom morgigen Ball und ergötzt sich an ihren Triumpfen im neuen Seidenkleide. Der Zeiger der Uhr rückt vor und kündigt die fünfte Morgenstunde an. Die Seide rauscht und der blasse Morgenstrahl küßt ihre wachsblichen Wangen. Das Kleid ist fertig. Was hat sie wohl verdient? —

Der reiche Konfektionär, der sie zu seinen besten Heimarbeiterrinnen zählt, weiß es; die abgehärmten Züge und der stehende Schmerz im Rücken beraten die farge Entlohnung. Prüfend betrachtet sie noch einmal das Kunstwerk ihrer Hände. Sie findet nichts von Ladel. Sorglich birgt sie das Kleid in Kächer, es kann geliefert werden. Dann tritt sie zum Bettchen, küßt noch einmal ihr einziges Glied und sinkt auf ihr Lager. Ein bleierner Schlaf scheidt ihre Sorgen und müdeig hält er das kleine Geschöpf mit in seinem Rann. Es schläft so süß, das kleine Wesen; es weiß nichts von all den Sorgen seiner Mutter; wird es seine Mutter alt werden sehen? —

Im Ballsaale schwebt die stolze Gräfin über das glatte Parkett und aller Augen bewundern sie. Den reichen Konfektionär überhäuft man mit Lob über das gelungene, schide Kunstwerk. Im lichtsprühenden Saale knistert die Seide! Die prüdelnde Musik mit ihren schmeichelnden Tönen erklingt die fallen Herzen und in wilder Leidenschaft dreht sich Paar um Paar. Aber mächtiger rauscht und knistert die Seide, sie erzählt das Elend der armen Seidenweber und klagt das Leid und die Not der armen Näherin.

Frieda.

Das ist meine Schwester. So heißt sie mit Recht. Sie ist die friedfertige, die bescheidene, die stets nachgibt — lieber Unrecht leidet, als zu Zänkereien und unliebsamen Wortwechsel Anlaß gibt. Vielleicht ist es auch ein wenig Mangel an Energie, Leider aber entspringt ihr überfeines, reiches Empfinden einer sehr schwachen körperlichen Konstitution. Diese kleine, zarte Gestalt hat aber hoch andererseits Fähigkeit genug, um gedulbig und mutvoll den Kampf ums Dasein, die Erhaltung ihres Lebens anzunehmen. Das blasse, tränkliche Gesicht ist umrahmt von hellen Haaren in unbestimmter Farbe. Große Kinderaugen sehen aus dem Gesicht heraus, sie sind nichtsagend auf den ersten Blick, aber sie verbergen eine herzerquickende Reinheit und Bescheidenheit. Nachsichtig für alle Fehler und gütig dem Zürnenden. Und woher nimmt dieses Geschöpf die Tugenden, die von ihr auf andere beruhigend überfließen? Sie hat doch kein freudvolles Leben, daß sie anderen davon abgeben könnte. Aber sie hat ein Herz, das zufrieden ist und nie begehrt, von dem Wenigen gibt sie selbstlos den noch Ärmteren. Selten ist sie müßig. Zu den Tausenden Stichen, die ihre Arbeit erfordert, fügt sie noch abertausende hinzu. In einer stillen Ruhe und Gleichmäßigkeit, als könne ihr nie etwas geschehen, ihren inneren Frieden zu zerstören. Wenn sie in der Ruhezeit etwas liest, so muß es friedlich dahinflüßchern wie ein Wächlein, das keinen allzu großen Raum einnimmt und dem man außerdem auf den Grund sehen kann. Ja kein Schlamme oder wildes Gewächs, sondern Kieselsteine, die rein abgospült unten im Bette ruhen. Kommt eine Aufregung oder eine Komplikation, so legt sie das Buch weg. Ihr Inneres will Ruhe haben und Frieden. Kinderherzen sind ihr am liebsten und kommen ihr am nächsten. Sie ist ja auch ein Kind geblieben, aber keines das nur spielt, sondern Pflichten hat und diese Pflichten treu und gut erfüllt. Seine Mutter ist sie, die fremde Kinder liebt. Alle, die Braven und die Ungezogenen. Eine Schar um sich zu haben ist ihr Freude und Berleuerung. Eine Allertweltstante, eine gute, der man alles erzählen kann und das Herz ausschütten, sogar Dummheiten berichten. Meine Schwester hat keine Leidenschaften. Sie hat Tränen. Die sind stumm. Sie hat Tränen der Freude. Ich wollte, ich

blünte sie vor solchen des Schmerzes bewahren. Wie man einen Unabgütigen vor Seidung bewahrt, einen Kränklichen vor Luftzug. So hier ein Herz vor Verwundung. Wie ein Schild möchte ich meine Hand davor halten, damit ihr der Friede erhalten bleibe, der ihr das Leben ist. E. Belli

Die Enterbten.

Nicht hier, mein Freund — auf dieser schönen Erde — Gibt es für uns den rechten Heimateri, Wir ringen zwar, daß es bald anders werde Im harten Kampf durch Arbeit, Schrift und Wort. Doch ohne Mühe läßt sich nichts erreichen, Wenn's oft auch scheint, daß es im Wind zerflüht; Denn Kapital und Anechtshaft müssen weichen, Nie bleibt es so, wie jetzt die Welt es treibt. Wir haben oft im Stillen nachgedonnen: Warum die Erde so beschaffen ist, Daß Einer schwebt in zügellosen Bonnen, Ein And'rer kärglich seine Broden isst? — Es hält nicht schwer, das Rätsel ist zu lösen: Die Ueberhebung trägt allein die Schuld, Und starrer Ehrgeiz ist die Frucht des Wüsten Auf Rammonsjagd mit wilder Ungebuld. Ist die Natur denn wirklich so gestaltet, Daß sie parteisch ihre Früchte gibt? — Wir glauben wohl, daß sie sehr weise walte — Und hoch wie niedrig gleichermäßen liebt. Wir wollen uns nie kleinlich unterschätzen — Auch uns're Zahl wächst mächtig schon heran; Wir werden fühl'n der Herrschaft Grenze sehen Und bringen vorwärts — einig — Mann an Mann. No b. Bornemann.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Zensurjücker. In Wien fand dieser Tage eine von der Union der dramatischen Autoren und Komponisten abberufene Versammlung statt, um gegen die Handhabung der Zensur, welcher in letzter Zeit mehrere Stücke zum Opfer fielen, Stellung zu nehmen. Ein Referent charakterisierte das Vorgehen der Zensoren. Der Zensur sagt einem, wenn er die Wünsche der Akterialen zu erfüllen bestrebt ist, niemals: Sie, das muß wegl, sondern er sagt: „Sehn's, mächten S' das nicht so machen. . . oder so?“ Aus diesem Feilschen ergeben sich dann die brilligsten Sachen; zum Beispiel stand in Konradin Kreuzers Oper „Konrad von Schwaben“ folgender Reim: Bringt uns Fieisch und Wein, Dabei wollen wir fröhlich sein. Dies erregte große Bedenken beim Zensur und er schrieb in das Aufführungsbekret: „Sollte das Stück an einem Freitag oder an einem gebotenen Fasttag aufgeführt werden, so ist zu singen: Bringt uns Fieisch und Wein, Dabei kann man fröhlich sein.“ Der Beamtenstand besitzt bei der Zensur ein gewichtiges Wort. Die Figur des bieberen Wolf Beer Pfefferkorn in der Leharischen Operette „Der Kastelbinder“ mußte in Brünn in einen Blumentorn verwandelt werden, weil ein dortiger Stathalterei-Rat den Namen Pfefferkorn führt. Doch auch Frauenhände schaffen fleißig mit: Zwei Kontessen in Bozen haben die Abhebung der drei Stücke: „Rose Bernd“, „Monna Banna“ und „Maria von Magdala“ erwirkt. Die unsittliche Literatur. Die Münchener Staatsanwaltschaft hat das zweifellose Verdienst, dann und wann zur Unterhaltung und Ergözung der Geschworenen ein Wesentliches beizutragen. Da Vergehen durch die Presse im Lande Bayern immer noch trotz der bedrohlichen Nähe preußischer Kultur vor die Geschworenen kommen, so hatten sie in diesen Tagen wieder einmal zu befinden, ob einige im staatsanwaltschaftlichen Eifer beschlagnahmte Schriften zu vernichten wären und ihre Herausgeber und Verleger an Gesundheit und Geld zu büßen hätten.

